

Wittgenstein und seine Freunde haben ein großes wirtschaftliches Werk geschaffen. Der Alpine Montanactienbesitz in ihren Händen war die bewußte Theilnahme an der Sanierung eines Unternehmens. Für die Creditanstalt war es eine reine Effectenspeculation. Das beweist der Umstand, daß sie etwa die Hälfte ihres Actienbesitzes noch im Jahre 1897 mit 30 Gulden Nutzen realisiert hat, ohne auch nur die ersten Resultate des Sanierungswerkes abzuwarten. Schienen ihr 20.000 Actien ein zu großes Engagement, dann hätte sie sich eben von Anfang an mit einem geringeren Betrag an der Action betheiligen sollen. Die frühzeitige Realisation erweckt den Eindruck des mangelnden Vertrauens, der Aengstlichkeit, welche die Creditanstalt wohl auch sonst an manchem Unternehmen hindern mag. Es ist aber nöthig in Oesterreich Neues zu schaffen, und die Creditanstalt wäre dazu in erster Linie berufen. Ein anderer Theil der Schuld fällt dem österreichischen Erbfeind zur Last: dem Mangel an Initiative, an Unternehmungsgeist, an kühnem Erfassen und Ausnützen einer Conjunction. Aber alle politischen und wirtschaftlichen Mißstände können die Lässigkeit der Creditanstalt auf dem industriellen Gründungsgebiete nicht entschuldigen.

Kunst und Leben.

Die Premieren der Woche. Paris. Odéon, „Légende de l'Aigle“ von G. d'Esparès; Funambules, „L'Enlèvement“, Komödie in einem Act von Liane de Pougy. — Berlin. Lessing-Theater, „Die Heimatlosen“ von Halbe; Berliner Theater, „Das Recht auf sich selbst“; Theater des Westens, „Der Husar“ von J. Brüll; Belle-Alliance-Theater, „Das Milchmädchen von Schöneberg“, „Die Gräfin von Schwerin“.

Im Deutschen Volkstheater: „Baza“ von Pierre Berton und Charles Simon, für die deutsche Bühne bearbeitet von Volken-Baekers. Herr Berton ist ein alter Schauspieler, Herr Simon ein junger Literat, man stelle sich also etwa vor, daß Herr Tyrolt mit Herrn Holzer ein Stück schreiben würde. Das hat eine gute Mischung der älteren französischen Manier mit der neuen Technik gegeben, aus der Schablone schlägt ein paarmal doch die Laune der Jugend durch. Es ist eine Cameliendame mit Einlagen von Donnay. Da kann denn das Publicum nach Herzenslust sentimental sein und der Kenner wird sich über manches hübsche Wort, manche glückliche Wendung, manche reine Stimmung (eine streift sogar, im letzten Act, fast an die Poesie des Lebens) unbedenklich freuen dürfen. Im ganzen ein großer Erfolg, besonders für die Odilon, der sich heute an Takt im Berwegenen kaum irgend eine deutsche Schauspielerin vergleichen darf, und Herrn Kutschera, der durch seine einfache und herzliche Art auf das Schönste zu wirken weiß. Auch Herr Wallner, Fräulein Jules und das niedliche Fräulein Schuster sind zu loben.

S. B.

Im Jubiläumstheater kam eine nicht mehr unbekanntere österreichische Schriftstellerin Mara von Berks (Mara Cop-Marlet) mit einem Schauspiel „Glück auf!“ zu Wort. Das Stück verdiente die Aufführung, und das Jubiläumstheater hat mit dieser eigenartigen Novität zum erstenmale einen Schimmer seines literarischen Programmes auf die Bühne gebracht. Dabei erkenne ich nicht die großen Fehler und Befangenheiten der Verfasserin. Aber auch eine schlechte Arbeit kann interessant sein, und manchmal sogar am meisten wegen ihrer Fehler. „Glück auf!“ ist ein Tendenzstück, und seine widerspruchsvolle Aufnahme — in den Blättern zumindest — war größtentheils davon bedingt. Diese Tendenz wurde nämlich von den meisten „künstlerisch“ verurtheilt, freilich aber von den wenigsten verstanden. Die Verfasserin predigt den conservativen Socialismus, jenen aristokratisch-patriarchalischen Volksschutz, der zur Zeit Wagners und der Lassalle'schen Strömung in Deutschland lebhaft discutiert wurde und in Rudolf Meyer jüngst seinen letzten Theoretiker verloren hat. Mit dieser ganzen Bewegung und ihrer Literatur muß Frau Berks vertraut sein, sonst hätte sie kaum mit so viel Klarheit und Entschiedenheit die Gegensätze in ihrem Stück zuspitzen und die Reden ihres Helden, eines volksfreundlichen Großgrundbesitzers, aufbauen können. Diese Bewegung hat ja in der That culturgeschichtlich und darum auch künstlerisch viel Interessantes an sich. Wer den letzten Fontane'schen Roman gelesen hat, wird sich bei dieser Gelegenheit vielleicht daran erinnern, daß darin eben derselben feudal-demokratischen, antibürgerlichen Gesinnung ein Denkmal gesetzt ist. „Wenn ich bedenke,“ sagt der alte Stechlin einmal, „daß meine Globfower ganz gemüthlich die Werkzeuge liefern für die große Generalweltanbrennung (Fontane meint damit die Industrie), ja hören Sie meine Herren, das gibt mir einen Stich. Und ich muß Ihnen sagen, ich wollte, jeder kriegte lieber einen halben Morgen Land von Staatswegen und kaufte sich zu Oitern ein Ferkelchen und zu Martini schlachteten sie ein Schwein u. s. w.“ Und Pastor Lorenzen, der evangelisch-socialer Pastor Lorenzen, erwidert darauf mit lachender Zustimmung: „Das ist ja die reine Neulandtheorie. Das wollen die Socialdemokraten auch.“ In dieser dichterischen Fassung wird man die politische Gesinnung der Frau Berks vielleicht eher verstehen und sogar den Stimmungsgehalt derselben herausfühlen, der sie zum Versuch einer künstlerischen Gestaltung verleitet haben dürfte. Freilich, was Fontane in zwei Sätzen vermag, gelingt unserer Verfasserin nicht in vier Acten. Wo bei ihm höchste künstlerische Freiheit herrscht und grausam humorvolle Männlichkeit, vergräbt sie sich in die weiblichste sentimentale

Befangenheit und ängstlich folgerichtige Einseitigkeit. Freilich hat sie aus ihrer Tendenz, ihrem Helden und ihrem Milieu nicht anders ein Drama zu machen gewußt, als indem sie den „Hüttenbesitzer“-Roman und noch einige ältere Erfindungen hineinverflocht. Freilich steht dieses Stück in Einzelheiten oft unter der Modernität unserer heutigen Schwankfabrikanten und infolge dessen unter der Kunstanschauung unserer Zeitungen. Trotzdem ist es ein sehenswertes Stück. Wer ihr genug Verständnis entgegenzubringen hat, dem sagt die Verfasserin etwas. Wem sie nichts sagt... den Schluß kann man ohne Mühe selber ziehen. — Ein älteres erfolgreiches Stück, das im Repertoire dieses Theaters steht, ist hier noch nicht genannt worden: „Liebesheirat“, ein Wiener Lebensbild. Es rührt gleichfalls von einem weiblichen Verfasser, Frau Baumberg, her. Die Sache liegt hier aber wesentlich anders. Das Stück läßt keine theoretische Verallgemeinerung zu; man müßte denn etwa den Satz bilden: Mädchen, die ohne Geld heiraten, und gar einen Officier, gerathen oft in Noth. Einen Fall dieser Art zeigt Frau Baumberg im ersten Act ihres Stückes mit einzelnen wirksamen Zügen. Eine sehr hübsche kurze Scene enthält dieser Act, die am besten die ganze Stimmung gibt: Das junge Ehepaar (der Officier ist mittlerweile Postbeamter geworden) setzt sich in einem Augenblick der Selbsttäuschung, mitten in einer Stube voll Sorgen und Aermlichkeit, ans Clavier und spielt Chopin. Es klingelt, und die Angst vor den Schuldforderern reißt das Concert in der Mitte ab. Nach dem ersten Act verflacht das Stück, im dritten wird es fast unerträglich. — Frau Körner, die beste Schauspielerin dieses Theaters, hob die guten Scenen durch eine liebenswürdige, rührende Einfachheit zu großer Wirkung. Die Herren Stöhr, Nowak und Schmidt haben sich theils in diesem Stück, theils im früher genannten gut bewährt.

Das Carl-Theater brachte eine hübsche einactige Studie von Max Dreyer, „Liebesträume“. Um eine originell gezeichnete weibliche Figur ist eine etwas theatermäßige Handlung mit Nebenpersonen gruppiert. Frau Gruby zog in ihrer Darstellung mit großem Verständnis die Linien des Verfassers nach. Herr Kersch gab einen Handlungsreisenden vom Schlage des Sudermann'schen Kessler mit seiner liebenswürdigen Schärfe. In dem darauffolgenden, bekannten „Fiaker 117“ waren die Herren Tewele und Korff und Fräulein Markwordt ausgezeichnet, Frau Ujhazi unzulänglich. Die Heiterkeit des Stückes wirkt im ersten Act, wo sie noch discreet ist; im zweiten und dritten wird sie von den Personen auf der Bühne so breit getreten und hin- und hergezerrt, daß für den Zuschauer nichts mehr übrig bleibt. — Im Raimund-Theater wurde „Brüderlein fein“ von Léon und Waldberg nach zwei Aufführungen abgesetzt. Der Mißerfolg war am Abend der Erstaufführung nicht sichtbar. Man lachte nicht bloß über die Verwicklung, obwohl sie ganz von der herkömmlichen Art des deutschen Schwanks ist (Scheinverlobung u. s. w.), sondern auch über einzelne, mit unfehlbarer Beobachtung gezeichnete Figuren. Die beste ist der junge nervöse Nervenarzt, von Herrn Burg glänzend gespielt. Neben ihm standen Fräulein Niese, dann Fräulein Theren und Herr Pollandt in einer Charge.

A. G.

Was im Künstlerhaus neben der Collection Michetti an Bildern zu sehen ist, gehört in der Hauptsache Wien. Der Aquarellistenclub, welcher im ersten Stockwerk alle Räume füllt, hat allerdings diesmal wie immer Gäste aus dem Auslande. Aber wenn man die Liste derselben kritisch durchgeht, bleiben nicht viel mehr, als ein paar große Namen, zur Hebung des Katalogs sehr brauchbar, und mit diesen zusammen ein paar kleine, freilich manchmal sehr delicate Blätter. Dazu gehören vor allem die Jahresmappen der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst, die hier ausgehängt sind. Man findet darunter Thoma, Orlik, Hasemann, Unger, Schwaiger, den Karlsruher Volkmann und den Worpzweider Vogeler. Karlsruhe und Worpzweide sind aber auch mit originalen Einblendungen vertreten. Vogeler zeigt sich darin wiederum als entzückender Märchen-Illustrator. Er hat bekanntlich auch die neue Jacobsen-Ausgabe mit Zierleisten bereichert, die etwas Süßes, Einfaches, Volksliedhaftes haben. Merkwürdigerweise verträgt sich das mit dem sensiblen Jacobsen sehr gut. Noch besser aber würde sich Vogeler mit Andersen vertragen. Er ist lyrisch, ohne weich zu werden. „Liebe“ und „Frühling“, von seiner Hand gezeichnet, sind humoristisch zugleich und zugleich ernst und fern von aller falschen Poesie. Man halte diese Blätter neben die schwächlichen, süßlichen Schwind-Schüler von heute — sogenannte Schwind-Schüler — und das Märchen wird in moderner Gestalt wieder lebendig. Mit seinen und in ihrer frischen Mache prächtigen Lithographien ist Prof. Kallmorgen vertreten. Ein anderer Karlsruher, Wilhelm Vaage, hat ein paar gleichfalls durch die charakteristische und treue Betonung ihrer Technik interessante Holzschnitte beigefügt. Josef Sattlers Spottmessen, Wiedertäufer und alten Interieurs, halb ehrfurchtsvoll, halb spöttisch archaisiert, sind bereits bekannt und gewürdigt. Eine große Enttäuschung bietet die reiche Collection der Engländer; sie steht unter dem Niveau der Ausstellung. Ein Einziger hebt sich von der uninteressanten Masse deutlich ab: Dudley Hardy mit ein paar sehr malerisch empfundenen Farbenskizzen. — Der Durchschnitt der Wiener Aquarellisten hebt sich, auch im Künstlerhaus, von Jahr zu Jahr. Störender Ballast wird zwar noch immer in Menge mitgeschleppt. Aber daß daneben so und so viel Gutes zu sehen ist, hat schon großen Wert; man merkt am Ende doch den Unterschied. Da ist vor allem Goltz,